

K ANALYSE

VON CHRISTOPH GEILER

Wozu das Ganze? Wersoll das bezahlen? Und was hab' eigentlich ich davon?

So in etwa klingt es, wenn sich die Tiroler olympische Gedanken machen und sich den Kopf über eine mögliche Bewerbung für die Winterspiele 2026 zerbrechen. Peter Mennel sieht sich häufig mit Fragen wie diesen konfrontiert, wenn der ÖOC-Generalsekretär den Dialog mit der Bevölkerung sucht.

„Greifbar für die Menschen“ sollen diese Spiele werden, meinte ÖOC-Präsident Karl Stösser am Freitag wieder. Doch knapp zwei Monate vor der landesweiten Volksabstimmung (15. Oktober) scheint eben den betroffenen Menschen das Tiroler Olympia-Projekt noch immer nicht ganz greifbar zu sein. „Man merkt, dass die Leute noch nicht den idealen Informationsstand haben“, sagt Generalsekretär Mennel, der bei seinen zahlreichen Gesprächen immer wieder Aufklärungsbedarf sieht.

Kehrtwende

Vorden ersten beiden Winterspielen in Innsbruck (1964 und 1976) waren die Tiroler noch regelrecht Feuer und Flamme für das Sport-Spektakel gewesen. Aber das waren andere Zeiten, andere Olympische Spiele vor allem. Mittlerweile wird Großereignissen generell eher mit Skepsis begegnet, daran trägt auch das IOC Schuld, das den Gigantismus lange lieber förderte als glaubhaft versuchte, ihn einzudämmen.

Die letzten Winterspiele in Sotschi dienen als Mahnmal: Mit 50,8 Milliarden Dollar kosteten sie mehr als alle vorherigen Winterspiele zusammen und verstärkten in klassischen Wintersport-Nationen die Ablehnung gegenüber Olympia. Für die Spiele 2022 hatten sich zuletzt nur mehr zwei Bewerber gefunden: Peking und Almaty.

Dem IOC blieb gar keine andere Wahl, als den Weg zurück zu den Wurzeln einzuschlagen. Ohne diese Agenda 2020 wäre eine Bewerbung von Innsbruck-Tirol erst gar kein Thema gewesen. Die Voraussetzungen in Tirol „sind sehr ideal“, sagte IOC-Präsident Thomas Bach kürzlich in Wien und verwies auf die zahlreichen vorhandenen Sportstätten im Land.

Nachholbedarf

Peter Mennel formuliert es anders: „Kompetenz spart Kosten. Durch Ticketlöse, Marketing und Einnahmen vom IOC finanzieren sich die Spiele von selbst“, betont der Vorarlberger, dem vor allem eines wichtig ist: „Ich will auf einer sachlichen Ebene diskutieren.“ Denn längst ist Olympia auch Inhalt politischer Debatten geworden.



Erfüllte die Erwartungen: Franz Klammer holte 1976 am Patscherkofel Abfahrt-Gold



Das olympische Feuer brannte schon 1964, 1976 und 2012 (Jugendspiele) in Innsbruck

Olympija!?

Diskussionsstoff. Die Tiroler stimmen am 15. Oktober auch über eine Bewerbung für die Olympischen Winterspiele 2026 ab. Das ÖOC sieht eine große Chance für das Sportland Österreich.

Immerhin wird in Tirol 2018 ein neuer Landtag gewählt.

Für Mennel sind viele der aktuellen Diskussionen sowieso viel zu kurz gedacht. Er sieht in Olympischen Spielen die große Chance, in der Gesellschaft ein Bewusstsein für den Sport zu schaffen. „Da haben wir Nachholbedarf. In Holland treiben 90 Prozent der Kinder mehr als drei Stunden in der Woche Sport. In Österreich 28 Prozent. Studien zeigen: Wenn man heute 100 Millionen in den Sport investiert, spart man sich langfristig 1,3 Milliarden an Gesundheitskosten. Das wäre ein Nutzen von Olympia.“

Das letzte Wort haben die Tiroler. Dass die Landbevölkerung am 15. Oktober für die Bewerbung stimmt, gilt als wahrscheinlich. Anders sieht die Sache in der Landeshauptstadt aus: Bereits 1993 und 1997 hatten sich die Innsbrucker gegen Olympia ausgesprochen.

„Für das IOC wurde die Luft immer dünner“

Anton Innauer. Der Skisprung-Olympiasieger führt ein prominentes Team der Befürworter an

Es ist alles andere als selbstverständlich, dass Anton Innauer sich heute neben Karl Schranz, Benjamin Raich oder auch Daniela Iraschko-Stolz als offizieller Botschafter für eine Bewerbung von Innsbruck-Tirol für Winterspiele 2026 einsetzt: Irgendwann in diesem Jahrtausend ist sein Feuer für Olympische Spiele erloschen. Zumindest für Spiele, wie sie in den vergangenen Jahren vom IOC inszeniert worden waren. „So, wie sich die Spiele in der jüngeren Vergangenheit präsentiert haben, hat es mich nicht mehr interessiert. Das hat sich sehr weit weg von meinem persönlichen Sportverständnis bewegt.“

Bereits vor Jahren forderte der Skisprung-Olympiasieger von 1980 eine Kehrtwende. Zurück zu den Wurzeln der Olympischen Idee. „Eine fundierte intellektuelle und sportethische Rundenerneuerung wird den Olympischen Spielen nicht erspart bleiben. Da ist etwas gewaltig aus dem Ruder gelaufen“, hatte Innauer anlässlich der vergangenen Winterspiele in Sotschi angeprangert und die ernsthafte Befürchtung gehegt, dass bald nur mehr „Regime, die ‚das Geld ab-



Botschafter: Anton Innauer ortet beim IOC eine Kehrtwende

schaffen‘ und wo abgesehen von ‚lästigen NGOs‘ kaum ziviler Widerstand zu erwarten ist, gute Karten“ hätten.

KURIER: Vom Olympia-Kritiker zum Botschafter, woher kommt dieser Sinneswandel?

Anton Innauer: Weil es mittlerweile die Charta 2020 gibt und ich das Gefühl habe, dass beim IOC gerade ein Wandel stattfindet. Ich hätte nicht geglaubt, dass sie es wirklich ernst meinen, aber das IOC hat inzwischen einen ideologischen Schwenk gemacht.

Dem IOC blieb im Grunde auch keine andere Wahl.

Natürlich hat das IOC eine Kehrtwende machen müssen, das war der einzige Ausweg. Sie haben bemerkt,

dass die Luft immer dünner wird und dass ihnen schön langsam die Bewerber ausgehen. Der Druck von außen ist groß geworden. Das IOC hat sich in diese Richtung orientieren müssen. Damit der Sport in Europa nicht noch weiter so positioniert wird, dass er gesellschaftlich unverträglich wird.

Was hat Sie an den Spielen der jüngeren Vergangenheit denn am meisten gestört?

Dass in vielen Olympia-Orten praktisch alles neu erschaffen und aus dem Boden gestampft worden ist. Da gab es weder Sportstätten noch Sportfunktionäre, geschweige eine Form von gelebter Sportkultur. Mir fehlen da die Reibungsflächen mit dem wirklichen Sport, wenn man die Sportstätten irgendwo in die Prarie hinaus stellt, wo sie kein Mensch braucht.

Sie sprechen das Thema Nachhaltigkeit an.

Mir tut es in meiner Sportlerseele weh, wenn ich sehe, was mit all den Sprungschanzen passiert ist, die um Abermillionen für die Olympischen Spiele gebaut worden sind. Da sind seit Sarajewo 1984 großartige Anlagen

geschaffen worden, die danach nicht mehr benötigt wurden. Bei uns ist das anders.

Wieso?

Weil bei uns die Sportkultur etabliert ist. Da ist Know-how, es gibt Player, die sich in der Sportszene auskennen, und Veranstaltungen mit einer langen Tradition wie etwa das Bergisel-Springen. Wir haben etwas zu bieten. So, wie Innsbruck das anlegt, passtes, weil mit Augenmaß an die Sache herangegangen wird. Da hat sich jetzt ein Fenster aufgetan, weil sich die Gesamtlage im Sport verändert hat.

Sie haben 1976 selbst Olympische Spiele in der Heimat erlebt. Was war daran so speziell?

Dass viele Menschen dadurch ein gemeinsames Erlebnis haben. Bei meinen Lesungen kommen heute noch oft Leute zu mir und sagen, dass sie durch diese Spiele geprägt worden sind. Auch mich hat Innsbruck 1976 geprägt, ich kann nicht abstreiten, dass ich olympisch befangen bin. Olympische Spiele haben so schon eine enorme Kraft, aber daheim ist es noch einmal eine ganz andere Hausnummer.

– CHRISTOPH GEILER